

---

## Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, Ratsvorsitzender der Evangelischen Kirche in Deutschland

Predigt anlässlich des Ökumenischen Gottesdienstes zum Gedenken an die Hinterbliebenen und Verstorbenen der Corona-Pandemie am Sonntag, 18. April 2021, in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin

---

### Lukas 24,13-27

Liebe Angehörige, liebe Gemeinde,

der Tod verändert alles. Es muss eine unendliche Trauer gewesen sein, die den beiden Jüngern auf dem Weg von Jerusalem nach Emmaus damals das Herz schwergemacht hat. Jesus war für sie zur wichtigsten Person im Leben geworden. Die tägliche Gemeinschaft mit ihm hatte ihnen Kraft gegeben. Jesus war ihr Leben! Und dann war alles ganz schnell gegangen. Verhaftung, Verhör, Hinrichtung am Kreuz. Tod. - Und eine tiefe Dunkelheit. Eine abgründige Leere. Eine lähmende Verzweiflung. Fragen: Hätten sie etwas tun können, um seinen Tod zu verhindern? Wie soll es weitergehen ohne ihn? Sie machen sich auf den Weg raus aus der Stadt, auf den Weg nach Emmaus. Um einfach erstmal weg zu sein, von dem, was passiert ist. Auch weg vom normalen Leben der anderen, das einfach weiter geht.

Heute gehen wir diesen Weg mit den Jüngern. Unter uns sind auch viele, die wie die beiden Jünger einen Menschen verloren haben, der zu den Liebsten gehörte, der vielleicht überhaupt der Liebste war. Die ihn so sehr vermissen. Sie

teilen mit den Jüngern dieses Gefühl: Er könnte jetzt um die Ecke kommen und da sein. Aber er oder sie ist nicht da.

Menschen, die sich wie die beiden Jünger fragen: Hätte ich etwas tun können, um es zu verhindern? Habe ich die Pandemie nicht ernst genug genommen? Hätte ich den Menschen, der mir im Leben so nah war, auch im Sterben nicht noch besser begleiten müssen? Anstatt ohnmächtig diese Kontaktbeschränkungen hinzunehmen. Mir die letzte Umarmung zu verbieten. Oder bei der Beerdigung nur mit so wenigen Abschied zu nehmen. Vielleicht sogar ganz davon ausgeschlossen zu sein. Zu wissen: Es war zwar nicht meine Schuld, dass mir der Zutritt verwehrt wurde, und doch zu merken, wie falsch es sich anfühlt. Es fühlt sich an wie Schuld, mein Herz fühlt es so, auch wenn ich es vom Kopf her besser weiß. Und in dieses Gefühl mischt sich der Zorn, dem allem so ausgeliefert zu sein.

Es tut gut, jetzt nicht allein zu sein. Die Jünger gehen miteinander - immerhin zu zweit! Wir

kennen das. Nur **eine** weitere Kontaktperson. Die sinnliche Erfahrung des Getragenseins in einer großen Gemeinschaft fehlt zwar jetzt, aber sie gehen doch miteinander. Immerhin zu zweit. Nicht allein. Und sie reden. Sie teilen ihre Not. Sie geben so dem Schmerz Raum, fassen Trauer in Worte, teilen ihre Ohnmacht. So wie wir jetzt.

Wie ein Trauma legt sich die Krisenerfahrung der Pandemiezeit auf unsere Seele und schreit nach Heilung. Für die Verarbeitung werden wir viel Zeit brauchen, erst recht unsere Kinder, unsere Heranwachsenden, für die diese Krise die Ausdehnung einer gefühlten Ewigkeit hat.

Die beiden aus Emmaus machen das richtig, sie reden miteinander und bearbeiten ihre traumatischen Erfahrungen, und plötzlich sind sie zu dritt. Ein Zuhörer zunächst nur. Dass er mehr sein könnte, als nur eine zufällige Begegnung, kommt ihnen für den Moment nicht in den Sinn. Denn ihre Augen sind gehalten, so heißt es. Sie sind noch nicht sehfähig für etwas, das über diesen Moment hinausgeht. Jesus lässt das zu, er lässt sie einfach erzählen. Er gibt ihnen Raum. Und hört zu. Die Jünger spüren seine Präsenz, seine Liebe, die Kraft, die von ihm ausgeht. Aber Jesus gibt sich nicht zu erkennen. Der Trost, die Hoffnung kommt langsam und in kleinen Dosen.

Es ist eine Kraft da in der Gemeinschaft der Trauernden, nur ganz tief drinnen in der Seele spüren sie es. Können dem noch keinen Namen geben. Aber sie ist da, als Nähe, Trost, als Hoffnung.

Können wir diese Kraft der Gemeinschaft spüren? Dass wir nicht alleine gehen? Dass Christus mit uns geht? Dass Gott an unserer Seite ist?